

Predigt zu Lukas 10, 25-37

Jens Martin Sautter (11.9.2022)

Ich habe es schon mehrfach gehört. Ein älteres Ehepaar erzählt, wie schwierig es damals bei der Hochzeit war. Er war katholisch, sie war evangelisch. Als die beiden dann evangelisch geheiratet haben, war das ein Grund für einen Teil der Familie, den Mann aus der Familie auszuschließen. Der Kontakt wurde abgebrochen. Wie konnte der nur zu den Ketzern gehen? Was für uns heute merkwürdig klingt, war vor 70 Jahren mancherorts bittere Realität, und zwar in beide Richtungen. Da gab es Dörfer oder Gegenden, die fast komplett katholisch oder evangelisch waren. Man ist sich aus dem Weg gegangen und wollte privat so wenig wie möglich miteinander zu tun haben. Dabei war das noch relativ harmlos - ein paar hundert Jahre zuvor hat man sich noch bekriegt und getötet.

So ähnlich muss man sich das Verhältnis von Juden und Samaritanern zur Zeit Jesu vorstellen. Eigentlich teilen sie denselben Glauben: Sie glauben an denselben Gott und für beide ist die Thora die Heilige Schrift. Aber im Norden Israels, in Samaria, kam es zu einer anderen Entwicklung als im Süden, in Juda. Es kam zu einer regen Vermischung der Israeliten mit anderen Völkern, vor allem aber entstand ein eigenes Heiligtum, auf dem Berg Garizim. Samaritaner pilgerten an den großen Festen also nicht nach Jerusalem, sondern trafen sich auf dem Garizim.

Aus Sicht der Juden waren die Samaritaner Ketzer. Es war zeitweise ein fester Teil der jüdischen Liturgie, dass in den Synagogen-Gottesdiensten Samaritaner verflucht wurden. Umgekehrt muss es vorgekommen sein, dass Samaritaner Knochen auf den Stufen vor dem Jerusalemer Tempel verteilt haben. Und weil Knochen als Teile eines Toten als unrein galten, wurde damit der ganze Tempel verunreinigt. Man war sich also in tiefster Abneigung verbunden. Und wenn man an das Gebot der Nächstenliebe dachte, war für beide Seiten klar, dass der andere nicht zu den Nächsten gehörte. Die Nächsten, das waren nur diejenigen, die zur der eigenen Volksgruppe gehörten.

Nun aber zur Geschichte. Zwei Fragen bringen das Gespräch voran. Überhaupt: Gute Fragen helfen weiter, oft mehr als mittelmäßige Antworten.

Zwei Fragen Es beginnt mit einer ziemlich guten Frage: „Was muss ich tun, um das ewige Leben zu bekommen?“ Es ist nicht das einzige Mal, dass Jesus diese Frage gestellt wird. Manchmal wird die Frage auch anders gestellt, z.B.: „Wie komme ich ins Reich Gottes?“ Man muss aufpassen: Es ist nicht dieselbe Frage wie: „Wie komme ich in den Himmel?“ Denn beim ewigen Leben geht schon um dieses Leben hier auf der Erde. Ein Leben, das der Tod aber nicht zerstören kann, das den Tod überdauert. Es geht darum, wie man Anschluss findet an Gottes

Herrschaft, die in dieser Welt schon jetzt spürbar ist und einmal alles erfüllen wird. Wie man Teil hat an der endgültigen Erlösung dieser Welt. Wie komme ich zu einem solchen Leben? Eine gute Frage. Aber keine Frage, die viele Menschen heute noch stellen. Ist das eine Frage, die du dir stellst? Wie würdest du diese Frage formulieren? Jesus antwortet mit dem berühmten Doppelgebot der Liebe: Wer Gott liebt und seinen Nächsten wie sich selbst, der findet Anschluss zu Gottes Reich in dieser Welt. Der gehört zu Gott in diesem Leben und darüber hinaus. Mit dieser Antwort steht Jesus in der jüdischen Tradition, das ist nicht ungewöhnlich. Auch andere Rabbis damals hätten auf diese Frage so geantwortet. Und dem Fragesteller ist es möglicherweise etwas peinlich, dass er eine solche einfache Frage gestellt hat. Deshalb fragt er nach: „Wer ist mein Nächster?“ Darauf erzählt Jesus die Geschichte vom barmherzigen Samariter. „Wer ist mein Nächster?“, will der Mann wissen. „Wen soll ich denn lieben?“ Ich stelle mir vor, dass dieser Mensch und die anderen, die dabei stehen, Jesus nicht zum ersten Mal zuhören. Sie wissen, was Jesus so predigt. Und ich stelle mir vor, wie sie sich bereits ausmalen, was Jesus auf die Frage wohl sagen wird. Nämlich, dass man auch die Fremden lieben soll, die Außenseiter, die Zolleinnehmer und die Prostituierten aus den Vororten der Stadt. Dass der Halbtote am Straßenrand ein Samariter ist, dem man helfen soll. Aber dann nimmt die Geschichte eine andere Wendung. Plötzlich finden sie sich in der Rolle dessen wieder, der am Straßenrand liegt und stirbt. Denn die Leute, die Jesus zuhören, sind keine Priester, auch keine Leviten oder Samaritaner – und so bleibt ihnen als Rolle nur noch übrig: das halbtote Opfer. Und der, der hilft, ist der Fremde, der Außenseiter. Nicht wir sind es, die großzügig dem Außenseiter helfen, sondern der Außenseiter hilft mir in meiner Not. Nicht wir erbarmen uns über den Ketzer, sondern der Ketzer rettet uns das Leben. So was macht Jesus gerne. Er dreht den Spieß um und plötzlich sollen die Menschen für uns ein Vorbild sein, die auf unserer Werteskala ganz unten sind. Damals: der **heidnische Hauptmann**, dessen Glauben Jesus lobt, obwohl er doch gar nicht zum erwählten Volk gehört. Die **unverschämte Frau**, deren Liebe er lobt, obwohl das Öl, das sie Jesus um die Füße schmiert, ein halbes Vermögen kostet. Die **Kinder**, deren Offenheit für Gott Jesus lobt, obwohl sie nun wirklich noch keine Ahnung vom Leben haben. Und hier: der **Samariter**. Ich glaube, Jesus macht das, um uns demütig zu machen. Wenn der Mensch, den ich als klein und unbedeutend erachte, in Gottes Augen groß ist, dann fühle ich mich erstmal klein.

Mit-Leiden Johann Sebastian Bach hat für die Sonntage des Kirchenjahrs Kantaten komponiert. Für diesen Sonntag gibt es darin eine Arie, in der heißt es:

„Ihr, die ihr euch von Christo nennet, wo bleibet die Barmherzigkeit, daran man Christi Glieder kennet. Sie ist von euch, ach, allzu weit. Die Herzen sollten liebevoll sein, so sind sie härter als ein Stein.“ Bach mutet den Hörern einiges zu, er liest ihnen die Leviten und sagt: Von euch könnte man mehr erwarten. Ihr seid Leute, die im Tempel ein und ausgehen, die den Gottesdienst Woche für Woche besuchen. Ihr seht die Leute in der Nachbarschaft, ihr wisst um das Leid der anderen, und doch tut ihr nichts. Ja, ihr wechselt sogar die Straßenseite, ihr wendet den Blick ab und wollt bloß eure Ruhe. Es wird nicht klar, warum die beiden nicht helfen. Manche meinen, dass sie in einen Konflikt mit den Reinheitsvorschriften gekommen wären – denn wer einen Toten berührt, macht sich unrein. Und wer mit den heiligen Dingen im Tempel zu tun hatte, der musste einfach vorsichtig sein. Aber die beiden kommen ja gerade aus dem Tempel. Sie sind auf dem Heimweg. Aber Jesus findet es offensichtlich uninteressant, warum sie nicht helfen. Es ist egal. Gründe gibt es immer, wenn man sucht. Und auch wir finden meistens gute Gründe, die unser Herz nur zu gerne überzeugend findet. Warum hilft der eine, und die anderen zwei nicht? Der Unterschied wird benannt: Die ersten beiden sehen den Verletzten und gehen vorüber. Dann kommt der Samariter. Auch er sieht den Verletzten, aber dann passiert das Entscheidende: Er hat Mitleid. Die Not des anderen berührt ihn, und zwar bis in sein Innerstes hinein. Man kann auch übersetzen: „Es geht ihm durch Mark und Bein“. Und dieses Mitleid, dieses Mit-Leiden führt dazu, dass er etwas tut. Der Anfang von allem ist, dass uns die Not anderer berührt. Das geschieht vor allem dann, wenn wir den Menschen begegnen. Joy Katzmarzik war einige Jahre Teil unserer Gemeinde. Sie hat vor einiger Zeit wieder einen Bericht geschickt von ihrer Zeit im Flüchtlingslager auf Lesbos. Es ist bedrückend und faszinierend, was sie erzählt und dazu malt. Aber eines ist klar: Wer die Menschen gesehen hat, der ist berührt, den trifft es in Mark und Bein, der will was tun. Deshalb gibt es sicher Verantwortungsträger, die bewusst nicht dorthin gehen. In der Not gibt es nur Menschen. Ein Mensch liegt da - so heißt es auch in der Geschichte. Es ist egal, ob es ein Samariter ist oder ein Jude, egal, ob es ein Fischer oder ein Zolleinnehmer ist, egal, ob er aus Syrien kommt oder aus Eritrea. Egal, ob es ein Krieger oder ein Lehrer ist. In der Not gibt es nur den Menschen.

Wie geht helfen? Interessant ist jetzt, wie der Samariter hilft. Zuerst packt er selbst an, und zwar nicht zu knapp. Sechs verschiedene Dinge werden aufgezählt, die er tut: Er geht hin, desinfiziert die Wunde, verbindet sie, hebt den Verletzten auf das Tier, bringt ihn in eine Herberge und pflegt ihn. Offenbar bis tief in die Nacht hinein, denn er

übernachtet ebenfalls in der Herberge. Er tut wirklich viel. Aber am nächsten Morgen übergibt er den Verletzten einem anderen – dem Wirt. Zum Hintergrund: In der damaligen Kultur war Gastfreundschaft ein extrem hoher Wert. Man war geradezu verpflichtet, andere bei sich aufzunehmen und zu versorgen, wenn sie auf Reisen waren. So wie man es dann auch selbst in Anspruch nehmen konnte. Deshalb hatten Gasthäuser einen schlechten Ruf. Denn dort mussten die Leute unterkommen, die aus den untersten Schichten stammten, für die sich keine Gastgeber fanden, und die selbst auch keine Gäste beherbergen konnten. Außerdem war es oft so, dass in diesen Herbergen das weibliche Personal meistens auch noch andere Dienstleistungen erbringen musste. Dementsprechend hatten auch die Gastwirte keinen guten Ruf. Wer nahm schon Geld dafür, Leute zu beherbergen? Der Samariter gibt dem Wirt zwei Denare. Das entspricht etwa zwei Tagesverdiensten. Und für den Fall, dass das nicht reichen sollte, ist der Samariter sogar bereit, auf dem Rückweg noch mehr zu zahlen. Und so sind es am Ende der verachtete Samariter und der zwielichtige Wirt, die zeigen, wie man einem in Not Geratenen hilft.

Ich finde, vom Samariter kann man viel lernen. Er tut viel, er nimmt sich viel Zeit, er gibt sich Mühe, obwohl er selbst auf der Reise ist. Er ändert seine Pläne, schleppt den Verletzten in eine Herberge und muss nun ebenfalls an diesem Ort übernachten. Er setzt sich ein, er packt mit an. Aber er sieht auch seine Grenzen. Er bringt ihn nicht in sein Haus, er mietet sich nicht mit ihm in der Herberge ein und päppelt ihn wieder auf. Sondern er übergibt ihn an einen anderen. Eine gute Burn-out-Prävention. Es gibt gerade unter Christen auch Menschen, die ihre eigenen Grenzen nicht ernst nehmen und irgendwann ausgebrannt sind. Die sich selbst hinten anstellen, die von der Not anderer so berührt sind, dass sie die eigenen Bedürfnisse nicht mehr sehen. Ich erinnere mich, wie vor einiger Zeit ein Gemeindeglied auf mich zu kam und sagte: Es gibt da einen Menschen, der demnächst vielleicht auf der Straße landet. Er ist ziemlich verwahrlost, ein Sozialfall. Ich habe da ein Zimmer in meinem Haus, da könnte er eigentlich einziehen – zumindest vorübergehend. Soll ich das machen oder nicht? Wir haben darüber gesprochen, und über die Gefahr, dass jemand dann gar nicht mehr auszieht. Eine Situation, in der man leicht über die eigenen Grenzen hinaus geht, sich und die eigene Familie überfordern kann. Was hättet ihr getan? Der Samariter übergibt an einen anderen, an jemanden, der dafür bezahlt wird. Einen Profi. Ich finde das wichtig: Da gibt es den persönlichen Einsatz in der eigenen Freizeit, mit eigenen Ressourcen, aber manchmal braucht es mehr. Dann ist es legitim, Pflegedienste zu beauftragen – auch für Familienangehörige. Dann ist es gut, wenn es Menschen in den Ämtern, in den Vereinen, in der Diakonie, in der Caritas gibt, wo ihnen geholfen wird. Der Samariter zeigt die Liebe zum Nächsten. Die Liebe zu Gott ist unbegrenzt: mit ganzem Herzen, ganzer Seele, allen Kräften sollen wir ihn lieben. Die Liebe zum Nächsten findet wird begrenzt: wie du dich selbst liebst. Das gehört mit dazu. AMEN